

Das Buch

Autor(en): **[s.n.]**

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **59 (1979)**

Heft 1

PDF erstellt am: **07.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Das Buch

DIE WELTWIRTSCHAFTSORDNUNG IM WANDEL

Seit einigen Jahren läuft auf der Bühne der internationalen Diplomatie eine Auseinandersetzung zwischen den Industrie- und den Entwicklungsländern mit dem Ziel ab, die heutige Weltwirtschaftsordnung zu verändern. In diesem sogenannten Nord-Süd-Dialog, wie sie beschönigend genannt wird, soll eine für die Entwicklungsländer günstigere und damit gerechtere Ordnung der internationalen Wirtschaftsbeziehungen gefunden werden. Die Postulate dieser Ländergruppe umfassen sämtliche Facetten der vielfältigen Beziehungen zwischen einzelnen Ländern und Ländergruppen: von der Weltwährungsordnung bis zur Übertragung technologischer Kenntnisse und Fertigkeiten (Technologietransfer), von unterschiedlichen Finanzierungsmechanismen und Subventionen bis zur technischen Beratung durch internationale Organisationen, von Veränderungen in der Preisbildung für Rohstoffe bis zum Umbruch im Seerecht und zu umfassenden Vorkehrungen für den Umweltschutz. Eine reiche Literatur ist hiezu entstanden. Im folgenden seien einige Proben daraus vorgelegt. Es handelt sich dabei mit einer Ausnahme um Sammelwerke, bei denen jeweils eine Gruppe von Autoren beteiligt war oder kürzere Schriften einzelner Verfasser zusammengestellt wurden.

Der Club of Rome hat in der Vergangenheit bereits mehrmals durch Werke, die in seinem Auftrag entstanden waren, eine weltweite Diskussion ausgelöst. Erwähnt sei nur die eine

Wende im Wachstumsdenken bezeichnende, allerdings bald als unzureichend erkannte Studie über die «*Grenzen des Wachstums*»¹. Auf eine Anregung seines Präsidenten, Aurelio Peccei, und dank der finanziellen Unterstützung des niederländischen Entwicklungsministeriums ist das erste hier anzuzeigende Buch entstanden: «*Reshaping the international order*»². Ihm stand eine Gruppe von Wissenschaftern zu Gevatter, geleitet vom Nobelpreisträger *Jan Tinbergen*. Führend beteiligt waren ferner *Antony J. Dolman* und *Jan van Ettinger*. Unter den Mitgliedern der Gruppe ragt Prof. *Robert Triffin* (Yale) hervor. Das u. W. nur in holländischer und englischer Sprache erschienene Buch gliedert sich in vier Teile und einen Anhang. Nach einer Einleitung breitet Teil I die Gründe für eine neue internationale Ordnung und die hauptsächlichen Problemgebiete aus. Teil II stellt die angestrebte Weltordnung vor und zeichnet die Möglichkeiten, den geplanten Wandel einsetzen zu lassen und zu steuern. Teil III bringt Vorschläge zum Handeln. In Teil IV sind die den vorhergehenden Teilen zugrunde liegenden «technischen Berichte» (d. h. problemorientierte Essays, die von den Wissenschaftern der Gruppe verfasst und gezeichnet wurden) enthalten. Im Anhang schliesslich wird ihnen Gelegenheit geboten, zum Bericht als ganzem oder zu einzelnen Teilen kurz Stellung zu nehmen, was fast von allen getan worden ist.

In einem dieser Kurzkommentare stellt *Robert Gibrat* fest, der Bericht widerspiegeln etwas zu sehr den politischen Standpunkt der Niederlande und Schwedens. Das kann wohl gesagt werden. Mit wenigen Ausnahmen (z. B. im Abschnitt über die Währungsprobleme, der mit seiner Betonung einer das inflationsfreie Wachstum ermöglichenden Reservenschaffung weitherum Unterstützung finden wird) atmet das Buch einen planwirtschaftlichen, organisationsfreudigen Geist des weitgehenden Entgegenkommens gegenüber den Forderungen der Entwicklungsländer. Im rosaroten Licht seiner Ausführungen werden diese ohne sorgfältige Kritik, aber mit moralisierendem Unterton als wissenschaftlich gerechtfertigte Postulate hingestellt und kräftig unterstützt. Der Katalog der Forderungen nimmt kein Ende: Am Anfang steht das Begehren nach einer Umverteilung der Einkommen in der Welt. Nach Gründen für die gegenwärtige, zugegebenermaßen krasse Ungleichheit wird nicht gefragt; die bloße Tatsache, dass die «reichen Länder» reich sind, genügt zum Beweis ihrer Schuld gegenüber den «armen». Mit allen Mitteln sollen jene dazu gebracht werden, gewaltige Summen (jährlich 1 % ihres Brutto-sozialprodukts, davon 0,7 % aus öffentlichen Mitteln) bedingungslos an Länder der Dritten Welt abzutreten, ohne Kontrolle über die Verwendung dieser Mittel und wenn möglich vollautomatisch (d. h. ohne vorherigen Entscheid der zuständigen Behörden in den Industrieländern). Der Katalog geht weiter: geistiges Eigentum soll zu günstigen Bedingungen übertragen werden; Schulden sollen dahinfallen, neue sollen nicht mehr eingegangen,

sondern durch Geschenke ersetzt werden. Den multinationalen Gesellschaften sollen einschneidende Vorschriften auferlegt werden; trotzdem will man auf ihre Dienste nicht verzichten. Im Bereich der Handelspolitik sind einseitige Konzessionen der Industrieländer selbstverständlich. All dies lässt sich zur allgemeinen Regel zusammenfassen, dass «die Reichen» zwar weiterhin leisten, den Entwicklungsländern die Gegenleistungen jedoch erlassen sollen. Man erinnert sich angesichts dieser Texte an das Märchen von den drei goldenen Haaren des Teufels: die Industrieländer sind zwar vom Teufel, doch ihre goldenen Haare hätte man trotzdem gern, und es bedarf nur eines Glückskindes (ist es der Generalsekretär der UNCTAD, Gamani Corea?), sie ihnen auszureissen.

Im Rahmen dieser Besprechung ist es unmöglich, auf alle Einzelheiten des Buches von Tinbergen/Dolman/van Ettinger einzugehen. Vom analytischen Standpunkt ist es eine erstaunlich simple Welt, die uns da vorgestellt wird: «*One is the world of the rich, the other the world of the poor, united by its heritage of common suffering. A poverty curtain divides the worlds materially and philosophically.*» (S. 19) Die Industrieländer haben nach dem Zweiten Weltkrieg eine ungerechte, sich einseitig zu ihren Gunsten auswirkende internationale Ordnung eingerichtet. Es genügt, sie zu verändern und die Geschädigten noch zu schröpfen, um die Dinge zum Bessern zu wenden. Manichäisch-zelotisch ist der allgemeine Tenor dieses vorgeblich wissenschaftlichen Buches. Im einzelnen kommen dann die Differenzierungen wieder etwas zu ihrem

Recht: mit dem Hinweis auf die «self-reliance», die Selbsthilfe der Dritten und Vierten Welt, mit dem Werben um die sogenannte Zweite Welt, die Länder des Ostblocks (deren magere Entwicklungshilfe allerdings nicht explizit gemacht wird), mit der Unterscheidung zwischen Ländern mit einem Jahreseinkommen pro Kopf von mehr als 200 Dollar und solchen mit einem niedrigeren (denen in erster Linie geholfen werden soll), mit der Klage über fehlgehende Massnahmen der Regierungen der Entwicklungsländer im Bereich der Nahrungsmittelversorgung, mit der berechtigten Anprangerung des Rüstungswettlaufs. Trotzdem bleibt der Gesamteindruck negativ: so viele ideologische Scheuklappen hätte man bei Wissenschaftlern nicht vermutet, so wenig Verständnis für das Funktionieren von einzelnen Märkten und der ganzen marktwirtschaftlich organisierten Weltwirtschaft nicht erwartet.

Auf zwei Aspekte sei noch hingewiesen, weil sie ein besonders grelles Licht auf die hinter dem Vielmännerwerk des Club of Rome stehende Geisteshaltung werfen. Einmal fällt auf, dass fast jeder der «proposals for action» mit dem stereotypen Vorschlag gekrönt wird, es sei in diesem Gebiet eine neue internationale Organisation zu gründen oder eine bestehende so umzuwandeln, dass die Entwicklungsländer mehrheitlich über den Gang der Dinge bestimmen können. Von der politischen Naivität, die hierin zum Ausdruck kommt, einmal ganz abgesehen, ist es erschreckend, wie sehr das Heil der Welt von neuen Bürokratien, dazu noch internationalen, erwartet wird, die am weitesten von irgendeiner demokratischen Überwa-

chung entfernt und deshalb am unwirksamsten sind. Der Mexikaner *Victor L. Urquidi*, Mitglied der Gruppe, macht allerdings in seinem Kommentar keine Komplimente: «*The performance of governments, individually or through international organizations, is disappointing and does not measure up to the magnitude and complexity of global problems. Current debates between national and international bureaucracies are largely sterile.*» (S. 325) Dem kann man aus eigener Erfahrung nur zustimmen. Wohl ist von hohen, hoch bezahlten und entsprechend auf hohem Ross reitenden internationalen Beamten nicht zu erwarten, sie würden ihren ureigenen Interessen zuwiderlaufende Empfehlungen machen; doch wenn man für ein Dutzend Problemgebiete ein rundes Dutzend neue Tintenburgen empfiehlt, so heisst es die Geduld des Lesers zu sehr strapazieren, als dass er diese Vorschläge noch ernst nehmen könnte.

In anderer Weise zeigt die Behandlung der Rohstoffprobleme, wie weit die Gruppe von den Einsichten der Wirtschaftswissenschaft, aber auch von den Eingebungen des gesunden Menschenverstandes entfernt ist. Man postuliert einen «gerechten Anteil» (S. 257) der Produzentenländer an den Preisen, welche die Verbraucher bezahlen: Stoff für endlose Diskussionen um den gerechten Preis im Schosse internationaler Organisationen, von denen gleich zwei vorgeschlagen werden. Eine davon soll das Funktionieren der geforderten Rohstoffabkommen überwachen, deren Ziele die Preisstabilisierung oder Indexierung und die Gewährleistung der Versorgung für die Industrieländer sein sol-

len. Erzeugerkartelle sollen als legitime Verbindungen im Sinne eines Gegengewichts zur wirtschaftlichen Macht der Käufer von Rohstoffen anerkannt werden. (Blättert man zur Einleitung zurück, so wird dort den Hauptproduzenten von Stapel-Nahrungsmitteln vorgeworfen, sie hätten durch abgestimmtes Verhalten die Preise von 1970 bis 1974 zu vervierfachen verstanden [S. 13]. Selbst wenn es wahr wäre: kann doppelte Moral krasser an den Tag treten als so?) Die wirtschaftlichen Wirkungen dieser Empfehlungen werden kaum untersucht, so wenig wie diejenigen einer technisch durchaus prüfenswerten weltweiten Steuer auf Bodenschätzen, die, von den Verbrauchern bezahlt, allen Entwicklungsländern, auch den besitzlosen, zukommen sollte³.

Es gibt glücklicherweise zuverlässigere Informationsquellen als diese. Eine davon ist das Sammelwerk, das von Rainer Jonas und Manfred Tietzel unter dem Titel «Die Neuordnung der Weltwirtschaft» herausgegeben worden ist⁴. Die hier versammelten Artikel atmen zumeist den Geist aufrichtigen Bemühens um sachliche Darstellung und Information. Dem Buch sind einige Entschliessungen und Erklärungen internationaler Gremien beigegeben, deren deutsche Übersetzung hier bequem greifbar ist. Nach einem Vorwort des deutschen Bundesministers für wirtschaftliche Zusammenarbeit, Egon Bahr, geben die Herausgeber einen konzisen Aufriss der Problematik einer «neuen Weltwirtschaftsordnung», der sich wie eine Kritik der Vorschläge der Entwicklungsländer (und der gleichzeitig entstandenen Arbeit der Tinbergen-Gruppe) liest. Sorgfältig werden be-

rechtigte Anliegen und verstiegene Forderungen der Dritten und Vierten Welt auseinander gehalten. Die einzelnen Problemkreise (Einkommensumverteilung, Rohstoffe, Währungsordnung, multinationale Unternehmungen, Industrialisierung) erfahren sodann durch Spezialisten ihre Darstellung. Gewiss fehlen auch hier die rosaroten Irrlichter nicht, etwa im oberflächlichen Beitrag von *Thierry de Montbrial* oder in den Vernunft und Unsinn wunderbar vermischenden Darlegungen des Weltbank-Beamten *Mahbub ul Haq*. Aber das allgemeine Niveau ist doch unvergleichlich höher als in der dem Club of Rome vorgelegten Denkschrift. Der Leser wird nun mit Problemen konfrontiert, nicht mit den Wunschbildern mehr oder weniger wohlmeinender Weltverbesserer. «*Leicht beieinander wohnen die Gedanken, / Doch hart im Raume stossen sich die Sachen*» (Wallenstein). Er erfährt zum Beispiel aus dem Beitrag von *Dieter Kepschull*, dass «*die Mehrzahl der Entwicklungsländer im Aussenhandel mit Rohstoffen Überschüsse erzielt*» und «*eine lineare Preiserhöhung für alle Rohstoffe . . . die Entwicklungsländer begünstigen würde*» (S. 87). Dieses Zwischenergebnis wird aber sogleich relativiert, indem festgestellt wird, dass bei dieser Analyse die kleinsten Länder mit weniger als einer Million Einwohner einem Riesen wie Indien gleichgestellt werden, dass aber gerade Indien unter dieser Politik leiden würde. Bezogen auf die Anzahl der begünstigten Einwohner statt auf die Anzahl der begünstigten Staaten sieht das Bild somit wesentlich anders aus. Implizit kann der Leser sich nun auch vorstellen, weshalb internationale

Gremien («one state – one vote») oft zu derart unsinnigen (vom Standpunkt der Entwicklungsländer aus gesehen) Forderungen kommen.

Ihrem Rang in der politischen Diskussion entsprechend nimmt die Rohstoffpolitik auch in diesem Sammelband den ersten Platz ein. Hubertus Adebahr behandelt das Thema «Rohstoffabkommen und Welthandelsordnung», indem er einen Überblick über die existierenden Abkommen und die damit angestrebten Ziele gibt. Zu rühmen findet er nicht viel. Fazit: «Die Marktkräfte setzen sich durch!» (S. 96) Rainer Jonas untersucht die Aussichten von weiteren Rohstoffkartellen nach dem Vorbild des Erdölkartells und zeigt, dass die besonderen wirtschaftlichen und politischen Voraussetzungen, wie sie beim Erdöl gegeben sind, bei keinem anderen Rohstoff in der gleichen, der Bildung eines Kartells derart günstigen Weise auftreten.

In diesem Zusammenhang ist der von ihm eingeführte «*Verhandlungsmachtkoeffizient eines Landes bezüglich seines Rohstoffexportes*» (S. 113) von Interesse. Man kann davon ausgehen, dass die Verhandlungsmacht eines Landes um so grösser ist, je grösser sein Anteil an der Weltproduktion eines bestimmten Rohstoffes, je kleiner jedoch der Anteil der Einnahmen aus der Ausfuhr dieses Rohstoffes an seiner Gesamtausfuhr ist. Jonas berechnet einige eindruckliche Beispiele: So produzieren die USA 19 % der Weltproduktion von Baumwolle, doch macht die Baumwollausfuhr nur 0,8 % ihrer Gesamtausfuhr aus, was einem als Quotienten dieser Grössen definierten Koeffizienten von 24 entspricht. Für den Sudan lauten

die Zahlen dagegen 2 % (einer allerdings höherwertigen Baumwolle) und 61 %, was ein Mass von 0,03 ergibt. – Dieser Artikel enthält ferner wertvolles Datenmaterial zur Rohstoffausfuhr der Entwicklungs- und der Industrieländer und über die Abhängigkeit der ersten von den Ausfuhrerlösen. Auch die Entwicklung der relativen Preise wird kurz diskutiert (anhand des richtigen Mass-Stabes, der sogenannten *double factorial terms of trade*, welche neben der Preisentwicklung auch die Veränderung der Produktivität berücksichtigen). Jonas kommt zum Schluss, dass eine (theoretische) umfassende Kartellierung der Rohstoffmärkte zwar keinen irreparablen Schaden für die Industrieländer bedeuten, dass aber auch kein massiver Wohlstandstransfer von den Industrie- in die Entwicklungsländer dadurch ausgelöst würde, da der Gesamtwert der Rohstoffausfuhr von der Dritten und Vierten in die Erste Welt (ohne mineralische Brennstoffe) nur 25 % des gesamten Welthandels mit Rohwaren ausmacht und lediglich 30 Milliarden Dollar erreicht (Stand von 1974).

Das Abkommen von Lomé zwischen 46 afrikanischen und karibischen Ländern und Ländchen und der Europäischen Gemeinschaft erfährt durch Klaus-Peter Treydte eine eingehende Darstellung. Hier ist – neben weiteren Konzessionen an die Entwicklungsländer – erstmals ein System zur Stabilisierung nicht der Rohstoffpreise, sondern der Erlöse aus der Rohstoffausfuhr geschaffen worden. Dank der Tatsache, dass nur landwirtschaftliche Erzeugnisse und Erz in den Genuss dieser Bestimmungen fallen, werden in erster Linie die ärmsten

Länder begünstigt. Die Europäische Gemeinschaft leistet eine kompensatorische Finanzierung (einen Kredit) an ein Land, wenn sein Erlös aus der Ausfuhr von zwölf Produkten oder Produktgruppen in die Gemeinschaft um 7,5 % unter einen bestimmten (gleitenden) Referenzwert gefallen ist. Die 24 ärmsten Länder erhalten diesen Kredit schon bei einer Differenz von 2,5 % und brauchen ihn nicht zurückzuzahlen. In seiner kritischen Würdigung lobt Reydtte besonders diese Ausrichtung auf die Habenichtse und das Weiterfunktionieren der Marktkräfte; er kritisiert dagegen namentlich die strukturkonservierende Wirkung der Ausgleichszahlungen (kein Anreiz zur Exportdiversifizierung), das Fehlen von Vorschriften zur Verwendung der eingehenden Mittel, das Entstehen von Überschussmengen in der EG, die Beschränkung auf eine Ländergruppe und die damit verbundene Diskriminierung der Ausenstehenden und kommt zum Schluss, «*dass eine neue Weltwirtschaftsordnung einige strukturelle Veränderungen gegenüber dem Lomé-Abkommen aufweisen muss, wenn sie als globale Lösung tragfähig sein soll*» (S. 144). Hier hätte sich Gelegenheit geboten, das Modell des Internationalen Währungsfonds zur Exporterlösstabilisierung in einem ähnlichen Artikel darzustellen und kritisch zu würdigen.

Weitere Beiträge wenden sich dem Währungssystem (Hans-Peter Nissen), der Industrialisierung der Entwicklungsländer (Hans-Gert Braun) und dem Sonderproblem der multinationalen Unternehmungen (die Herausgeber) zu. Ohne hierauf näher einzugehen, sei an dieser Stelle vielmehr auf das Büchlein des Gottlieb-Dutt-

weiler-Instituts, «*Multinationale im Nord-Süd-Konflikt*», hingewiesen⁵. In leichtgeschürzter Form wird das Thema von verschiedenen Seiten zu erhellen versucht (Industrieländer: Kurt H. Biedenkopf, Carl H. Madden, Klaus M. Leisinger [mit einem aufschlussreichen Beitrag aus der Praxis einer schweizerischen Unternehmung]; Entwicklungsländer: C. I. Itty, Constantine V. Vaitsos, Gunnar Adler-Karlsson). Ein abschliessendes Gespräch zwischen Manfred Drewes, Etienne Junod und Willy Linder lässt divergierende, aber auch konvergierende Haltungen zu dieser Frage vor dem Leser vorüberziehen. Mehr als eine erste Orientierung in einem ausserordentlich unübersichtlichen Gelände kann das Büchlein nicht leisten⁶.

Der Leser, wenn er bis hierhin gefolgt ist, mag sich gefragt haben, wo denn die Stimme der Schweiz in diesem etwas dissonanten Chor zu hören sei. Die schweizerische Diplomatie ist nicht für wohltönende Phrasen bekannt; sie vermag aber das Wort, «*das schwer sich handhabt, wie des Messers Schneide*» (um nochmals Wallenstein zu zitieren), geschickt zu führen, wenn die Lage es erheischt. Eine Gruppe schweizerischer Diplomaten ist aus ihrer gewohnten Zurückhaltung herausgetreten und hat in einem von Jacques Freymond herausgegebenen Sammelband, «*La Suisse et la diplomatie multilatérale*», zu verschiedenen zentralen Fragen der internationalen Politik Stellung bezogen⁷. Wir greifen hier die Beiträge heraus, die sich mit Weltwirtschaftsproblemen befassen.

Eric Röthlisberger stellt in einem ersten Beitrag das System der multilateralen Verhandlungen dar, wie es sich nach dem Zweiten Weltkrieg her-

ausgebildet hat, und beurteilt in diesem Zusammenhang auch die Organisation der Vereinten Nationen, die UNO, und das System der ihr zugehörigen Unterorganisationen. Für den Aussenstehenden erstaunlicherweise widmet die so definierte UNO 85 % ihrer Tätigkeit dem wirtschaftlichen und sozialen Bereich. Ihr Nutzen ist jedoch recht gering. Röthlisberger fasst seine Kritik in die Worte zusammen: *«En un mot, on peut penser que le système des Nations Unies a atteint, sinon dépassé, les limites raisonnables de la croissance organique. La lourde machinerie onusienne [d. h. der UNO, F. R.] donne trop souvent l'impression de tourner à vide»* (S. 47). Dem ist von unserer Seite nichts hinzuzufügen. Andere kommen jedoch zu milderem Urteilen. Der Herausgeber selbst macht sich zum Anwalt der UNO, die heute für jedes Land unerlässlich sei. Er anerkennt ihre Schwächen und geißelt die Kirchturmpolitik mancher ihrer Bürokratien; doch für ihn überwiegen die Vorteile eines allfälligen Beitritts, wie auch aus seiner Sichtweise die Vorteile der Anwesenheit unzähliger internationaler Organisationen in Genf die Nachteile für die Genfer Wirtschaft überwiegen. Aus nüchterner Deutschschweizer Sicht wird man die Dinge etwas anders ansehen. Berechtigt ist gewiss Freymonds Anliegen – und das Ziel dieses Buches –, im Schweizervolk Verständnis für die Vielfalt der multilateralen Verhandlungen zu wecken. Eine Übersetzung des Buches könnte diesem Ziel nur nützen.

In seiner Abhandlung über die OECD und ihre Beziehungen zur Schweiz versucht *Philippe Lévy* unsere dortige Mitgliedschaft zu recht-

fertigen. Hübsch die Übersetzung des Bismarckschen Ausdrucks «Schwatzbude» mit «talking shop». Tatsächlich ist es der OECD weitgehend gelungen, ihre mit dem Erreichen der ihrer Vorgängerorganisation OECE gesetzten Ziele weitgehend erledigte Funktion neu zu definieren und damit zu überleben. Es gibt im Leben einer Bürokratie wohl kaum eine kreativere Stunde als dann, wenn ihre Weiterexistenz bedroht ist und sie sich der Auflösung durch geeignete Metamorphose zu entziehen sucht. Immerhin wird auch der kritische Beobachter der OECD nicht absprechen, dass sie bisweilen durchaus nützlich sein kann; es ist nur an das Versprechen, keine protektionistische Handelspolitik zu betreiben, erinnert, das in schwerer Stunde (Mai 1974) von den unter ihrer Ägide versammelten Regierungsvertretern abgegeben und seither immer wieder erneuert worden ist.

Im engeren europäischen Kontext verbleiben die Beiträge von Franz A. Blankart, der die europäischen Freihandelsabkommen auf ihre ihnen innewohnende Logik und ihre Begrenzungen untersucht, sowie von Raymond Probst, der den Beziehungen zu den Staaten des Ostblocks und zu China eine Studie widmet. Alexandre Hay bricht eine Lanze für den Beitritt der Schweiz zum Internationalen Währungsfonds. Darauf werden wir zurückkommen.

Mitten in die Problematik der Weltwirtschaftsordnung zurück führen uns Artikel über die Beziehungen zu den Entwicklungsländern (Eric Röthlisberger), über unsere «technische Zusammenarbeit» (schönfärberischer Ausdruck für «Entwicklungshilfe»; Rolf Wilhelm), über die Han-

delspolitik im GATT (Arthur Dunkel), über die Nahrungsmittelprobleme der Welt und unsere Handelspolitik im Agrarbereich (Hans H. Buchmann) und über das Abkommen über den Handel mit Textilien (Paul Wurth). Röthlisberger vermittelt einen sehr informativen Überblick über die vielgestaltige Welt der Entwicklungsländer und unsere Beziehungen zu ihr. Unvermeidlicherweise nimmt die umstrittene öffentliche Entwicklungshilfe den grössten Raum ein. Nach Röthlisbergers Berechnungen belegt zwar die Schweiz den letzten Rang im sogenannten Entwicklungshilfeausschuss der OECD (Comité d'aide au développement), was den Anteil der öffentlichen Hilfe am Bruttosozialprodukt angeht. Dagegen sieht es etwas besser beim totalen Mittelabfluss in die Entwicklungsländer (öffentliche Hilfe, private Investitionen und private Hilfeleistungen) aus, wo der Durchschnitt der Industrieländer von etwa 0,81 % mit 0,74 % (1974) fast erreicht worden ist. Wir brauchen uns also unserer Stellung nicht zu schämen, besonders wenn man berücksichtigt, dass die private, meist bilaterale Hilfe wesentlich effizienter wirkt als die öffentliche Hilfe vieler Staaten; auch dürfte – was vielleicht von amtlicher Seite nicht gesagt werden darf – die Effizienz der schweizerischen öffentlichen Entwicklungshilfe über dem Durchschnitt der Industrieländer liegen.

Diesen Bemerkungen schliesst sich Wilhelm in seinem Beitrag an, der etwas detaillierter die schweizerische Konzeption darlegt und zeigt, dass vielen Kritiken von links und rechts im neuen Entwicklungshilfegesetz Rechnung getragen worden ist. Es

kann wohl nichts schaden, wenn unsere Linie auch bei notwendigerweise bescheidenen Beiträgen weiter verfolgt wird; ist sie erfolgreich, so wird sie bald Nachahmer finden. Im übrigen hat noch kein Steuerzahler ausser dem schweizerischen über die Zahlungen seines Landes befinden können... Anlass dazu, sich Asche aufs Haupt zu streuen und im Büsserkleide einher zu gehen, besteht deshalb für die Schweizer Diplomaten nicht.

Der Handelspolitik im Rahmen der multilateralen Verhandlungen des GATT (General Agreement on Tariffs and Trade) widmet sich Arthur Dunkel. Die Haltung der Schweiz ist in manchem seit vielen Jahren unverändert: Sicherung der Versorgung mit industriellen Rohstoffen, landwirtschaftlichen Produkten und anderen für die Landesversorgung notwendigen Einfuhrgütern, freier Zugang zu den Weltmärkten für unsere Exportgüter. Erstaunlich ist, dass trotz fast umfassender Schutzgesetzgebung für die einheimische Landwirtschaft die Schweiz je Kopf der Bevölkerung immer noch am meisten Agrarprodukte einführt. Die damit verbundenen Fragen werden von Buchmann eingehend behandelt. Dunkel erinnert an die tragenden Grundsätze der Gegenseitigkeit von Konzessionen und der Meistbegünstigungsklausel in bilateralen Verträgen, Fundament der Welthandelspolitik nach dem Zweiten Weltkrieg und Ausgangspunkt für die neuere Form der multilateralen Verhandlungen.

In diesem Zusammenhang ist es wohl erlaubt, auf eine kleine, doch inhaltsschwere Broschüre hinzuweisen, die vom Institut für höhere internationale Studien in Genf herausgegeben

und von *Harry G. Johnson* verfasst worden ist⁸. Der illustre Verfasser unterzieht hier die Begründungen für diese beiden Prinzipien (Gegenseitigkeit gegen aussen [unter Vertragspartnern] und nach innen [unter den begünstigten bzw. benachteiligten Industriezweigen eines Landes] und Nicht-Diskriminierung, d. h. Meistbegünstigung) einer ökonomischen Kritik und bringt sie in Zusammenhang mit dem Übergang von einem System fester zu einem andern System flexibler Wechselkurse. Es ist unmöglich, die auf 20 Seiten kondensierten Ausführungen Johnsons hier mit der nötigen Ausführlichkeit zusammenzufassen. Die Behauptung mag genügen, dass dieses Büchlein Pflichtlektüre für jeden Handelspolitiker darstellen sollte, klärt es doch grundlegende Probleme, die sich mit dem neuen Wechselkursystem eingestellt haben. – Harry Gordon Johnson ist am 8. Mai 1977 in Genf gestorben; der Verlust für die Wirtschaftswissenschaft ist ob seiner Grösse noch kaum zu ermessen.

Zurück zur schweizerischen multilateralen Handelspolitik. Neben dem Beharrenden gibt es jedoch auch Bereiche, die dem Wandel offen sind. Zu ihnen gehört das gesamte Verhältnis zu den Entwicklungsländern, soweit es von der Handelspolitik berührt ist. Dunkel weist auf die zahlreichen Konzessionen hin, die ihnen auf diesem Gebiet bereits gemacht worden sind und die zu einer Durchlöcherung der GATT-Grundsätze führen könnten. Im Zentrum stehen nun, wie wir bereits gesehen haben, die Abkommen über den Rohwarenhandel. Wohl betont Dunkel: «... l'objectif demeure de discipliner, et non de contrecarrer, les forces du marché» (S. 210); allein

die Bedenken des Rezensenten überwiegen angesichts der weitreichenden Forderungen der Entwicklungsländer und der schlechten Erfahrungen mit derlei Abkommen in der Vergangenheit.

Man kann sich zum Schluss fragen, ob nicht da und dort das Gewicht der Diplomatie, die Bedeutung internationaler Verhandlungen für das Geschick der Welt überschätzt worden seien. Sind es nicht vielmehr Vorgänge faktischer Art, Marktprozesse, politische Ereignisse, geistesgeschichtliche und technologische Entwicklungen, die den Lauf der Welt prägen? Fast möchte es so scheinen, wenn wir etwa das Beispiel der jahrelang in voller Blüte stehenden «Währungsdiplomatie» heranziehen, in der bekanntlich die Schweiz eine nicht geringe Rolle spielte. Trotz allen Schlagzeilen heckenden Konferenzen, die betriebsam nach Auswegen suchten, brach das Währungssystem von Bretton Woods unter der ungestüm steigenden Dollarflut zusammen; die Währungsdiplomaten mussten sich in der Folge (1976 auf Jamaica) dazu bequemen, die «normative Kraft des Faktischen» anzuerkennen und eben jene Neuerungen in den Statuten des Währungsfonds niederzulegen, die sie jahrelang als wirklichkeitsfremde und «politisch unmögliche» Hirngespinnste einiger Theoretiker abgetan hatten. Wo sie nur das legalisierte Chaos erblicken konnten, besteht in Wirklichkeit ein recht vernünftiges System, das allerdings weniger auf dem Verstand aufgeklärter Notenbankleiter aufbaut als auf dem Eigennutz zahlloser Wirtschaftssubjekte und deshalb eine grössere Stabilität und Lebensdauer verspricht als das alte. Wir haben hier

den seltenen Fall vor uns, wo es gelungen ist, eine «rule by men» durch eine «rule by rules» zu ersetzen, um es in Kategorien des amerikanischen Verfassungsdenkens auszudrücken.

Aus diesem Präzedenzfall dürfen wir vielleicht die Hoffnung schöpfen, es möge den Kräften des Marktes und der unbegrenzten Erfindungskraft des eigennützigsten Individuums gelingen, auch die unsinnigsten Regelungen zu zerbrechen, die allenfalls schiefgehende Verhandlungen und die «Arglist der Zeit» der Weltwirtschaft im Namen der angeblich besseren «neuen Ordnung» aufzuzwingen suchen.

Frank Rühl

¹ Dennis L. Meadows, Donella H. Meadows et al.: «The limits to growth. A report for the Club of Rome's project on the predicament of mankind.» London 1972. Deutsch: «Die Grenzen des Wachstums», Stuttgart 1972. Zur Kritik vgl. z.B.: Heinrich von Nussbaum (Hrsg.): «Die Zukunft des Wachstums. Kritische Antworten zum 'Bericht des Club of Rome'». Düsseldorf 1973. Siehe ferner: Mihailo Mesarovic und Eduard Pestel: «Mankind at the turning point». Deutsch: «Menschheit am Wendepunkt. 2. Bericht an den Club of Rome zur Weltlage». Stuttgart 1974. – ² Jan Tinbergen, coordinator; Antony J. Dolman, editor; Jan van Ettinger, director: «Reshaping the international order. A report to the Club of Rome», New York 1976. Holländische

Ausgabe Amsterdam 1976. – ³ Man vermisst auch die bereits weit herum diskutierte Anregung, der sogenannte «brain drain», die Wanderung von gut ausgebildeten Arbeitskräften von den Entwicklungs- in die Industrieländer, sollte einer Steuer unterworfen werden, um diese zu zwingen, jenen ihre Ausbildungsauslagen zurückzuerstatten. – ⁴ «Die Neuordnung der Weltwirtschaft.» Herausgegeben von Rainer Jonas und Manfred Tietzel, Bonn-Bad Godesberg 1976. – ⁵ Rudolf Brun (Redaktion): «Multinationale im Nord-Süd-Konflikt», Brennpunkte, Schriftenreihe des Gottlieb-Duttweiler-Instituts für wirtschaftliche und soziale Studien, Rüslikon/Zürich 1976. – ⁶ Zur weiterführenden Literatur ist folgendes zu bemerken: Ein Standardwerk existiert bis heute nicht. Einem ausgezeichneten amerikanischen Lehrbuch über den Welthandel (R. E. Caves und R. W. Jones: World trade and payments, Boston 1973) kann man u. a. die folgenden beiden Titel entnehmen: Raymond Vernon: Sovereignty at bay: the multinational spread of U.S. enterprises, New York und London 1971; Charles P. Kindleberger (Hrsg.): The international corporation, Cambridge, Massachusetts 1970 (Sammelband). Hinzuweisen ist schliesslich auf Klaus M. Leisinger: Arbeitslosigkeit, Direktinvestitionen und Angepasste Technologie, Bern 1975. – ⁷ Jacques Freymond (Hrsg.): La Suisse et la diplomatie multilatérale, Genf 1976. – ⁸ Harry G. Johnson: Trade negotiations and the new international monetary system. Commercial policy issues, hrsg. von Gerard und Victoria Curzon, no. 1. Leiden 1976.

EXAKT BESCHRIEBENE RATLOSIGKEIT

Zu Urs Jaeggi, «Brandeis»

Fernsehen, Radio und Zeitungen haben es zum zehnten Jahrestag in Erinnerung gerufen: das Frühjahr 1968

ist vorbei, der Pariser wie der Prager Frühling. Hier wie dort kommt es auf den politischen Standpunkt an, ob

man sich darüber freuen mag. Wer grosse Hoffnungen gehegt hat, die sich nicht verwirklichen liessen, muss jedenfalls versuchen, damit fertig zu werden.

Einen solchen Versuch unternimmt Urs Jaeggi, Schweizer Soziologe an der Freien Universität Berlin, in seinem Roman «Brandeis»¹. Gleichzeitig mit Jaeggis Buch hat der Österreicher Peter Henisch zum gleichen Thema einen Roman veröffentlicht unter dem bezeichnenden Titel «Der Mai ist vorbei»; der Mai, der Wonnemonat der politischen Hoffnungen. Endlose Trägheit charakterisiert dessen zwei Hauptfiguren – das «Ich» und einen Schriftsteller namens Grünzweig –; sie ist äusserliches Merkmal eines gründlichen Hoffnungsschwunds, von dem Henischs ganzer Roman zeugt. André Glucksmann, Bernard-Henri Lévy, Jean-Marie Benoist, Philippe Némo haben nicht den zehnten Jahrestag des Mai 68 abgewartet, um das Umschlagen der Hoffnung in eine ausdrückliche Verwerfung jeder sozialen Utopie als Weisheit der «nouveaux philosophes» zu Buche zu bringen in Form eines allgemeinen oder zumindest auf das letzte Vierteljahrtausend bezogenen Kulturpessimismus.

Private Resignation oder allgemeiner Kulturpessimismus – derart vorbei, erledigt, endgültig abgehakt ist der Mai 68 für Jaeggi denn doch nicht. Aber über eine grosse Ratlosigkeit kommt auch er nicht hinaus. «Brandeis» ist eine Bestandesaufnahme dieser Ratlosigkeit. Der Roman spielt in den Jahren 1965 bis 1977, dem Zeitpunkt der letzten Arbeit am Buch. Er ist im wesentlichen autobiographisch. Jaeggi schreibt dazu gegen den Schluss: «Dieses Buch

wird man als Autobiographie lesen; man soll es und soll es nicht. Mit mir hat es zu tun, klar, weil ich es geschrieben habe. Ich sitze zwischen den Zeilen. Ich habe versucht, aufrichtig zu sein.»

Letzteres möchte man nicht bezweifeln; zumindest viel Schönfärberei in bezug auf sich selbst hat Jaeggi nicht betrieben. Dass aber der Roman lediglich deshalb autobiographisch sei, weil er ihn geschrieben habe – welcher Roman wäre es dann nicht? –, diese Bemerkung ist wohl ein Versuch, die Bestandesaufnahme seiner selbst ein bisschen weiter von sich wegzurücken, als er es bei der Niederschrift tatsächlich getan hat. Die Hauptfigur – manchmal als «er» unter dem Namen Brandeis, manchmal als Ich-Erzähler auftretend (Jaeggi lässt das ineinandergehen: Ich = Brandeis) – folgt zeitlich, örtlich und beruflich ganz dem Leben des Autors in den betreffenden Jahren. Zudem nimmt Jaeggi dem Ich/Brandeis das rein Fiktive und setzt überdies die Figur mit seiner Person identisch, wenn diese die gleichen Spuren in der Wirklichkeit, ausserfiktional, hinterlässt: von Ich/Brandeis erscheint 1968 ein Roman, «Ein Mann geht vorbei», den Jaeggi selber in dem Jahr wirklich veröffentlichte.

«Brandeis» ist also autobiographisch mit der Wirklichkeit verhakt. Man kann den Roman aber auch als *fiction* lesen; es spricht für das Buch, dass es der möglichen Koketterie mit dem Autobiographischen nicht bedarf.

Die Hauptfigur Ich/Brandeis ist wie ihr Autor Soziologe, ein Intellektueller also, der sich berufsmässig mit gesellschaftlichen Problemen befasst. Er tut dies in der Schweiz, in Deutsch-

land, «in einem Land», wie es heisst, «das keine neuen Formen mehr erfindet, das die Probleme der Arbeit, der Erziehung unterdrückt und verschweigt, das die Lage der Alten, der Geisteskranken und der Alkoholiker vor sich selbst verheimlicht, zumindest verniedlicht». Es gibt weniger pauschale, präzisere Aussagen in dem Buch; doch diese lässt etwas Allgemeines deutlich werden: Ich/Brandeis ist nicht zufrieden in und mit den gegenwärtig herrschenden Formen des Zusammenlebens und mit der waltenden Trägheit, den zähen Widerständen in bezug auf Veränderungen. Er misst den status quo nicht am status quo (wobei das Resultat ja nur Zufriedenheit sein kann), sondern an einer Utopie, an etwas, das sein könnte.

1968 nun wird für Ich/Brandeis nicht zum Problem, weil da geweckten politischen Hoffnungen die Verwirklichung versagt wurde; die problematische, beunruhigende Erfahrung von Jaeggis Hauptfigur ist, dass sie mit den Hoffnungen, die doch die ihren sind, wenn es um die Realisierung geht, sich nicht zu identifizieren vermag. «Er hat sich gewandelt, aber noch heute, nach Jahren, weiss er: hineinbegeben hat er sich nicht, nicht mit Haut und Haar.» Das ist primär kein politisches, sondern ein privates, subjektives Problem.

Eine Objektivierung findet im Roman vor allem anhand der andern Figuren statt, welche die objektive Bedingtheit von Ich/Brandeis' Haltung zur Erscheinung bringen; Figuren, die sich «hineinbegeben», tatkräftig mit der Realisierung ihrer Hoffnungen sich identifizieren. Zu erwähnen sind in erster Linie ein Freund von Ich/Brandeis, Kurt Steiger, Professor der

Chemie, und Gleen, ein schwarzer Aktivist, mit dem Ich/Brandeis sich in New York befreundet. Sich-Hineinbegeben, Identifikation bedeutet für Kurt gleichzeitig «auf die andere Seite hinüberwechseln» (auf welcher der schwarze Gleen ohnehin schon ist): er begibt sich seiner gesellschaftlichen Privilegien, verlässt seinen Lehrstuhl, wird später unter vermutlich unbegründetem Verdacht des Terrorismus verhaftet, während Ich/Brandeis (und auch Jaeggi? – wiederum ein Problem der Identifikation!) in der Zeit seine Karriere macht, nach amerikanischem Muster von Universität zu Universität aufsteigend: Bern, Bochum, New York, West-Berlin. Er bringt, nach einem missglückten Selbstmordversuch von Kurt im Gefängnis, nicht einmal die – vielleicht kompromittierende? – Solidarität auf, diesen zu besuchen: «Ich hätte einen Besucherschein beantragen können – Zwei Tage nach Kurts Versuch, sich aufzuhängen, flog ich nach New York, ohne Kurt besucht zu haben.»

Kurt und Gleen werden nicht ohne Bewunderung dargestellt; in bezug auf Kurt formuliert Jaeggi auch am prägnantesten die Hoffnung auf ein besseres Zusammenleben aller: «Wie jung er ist, obwohl mit mir gleichaltrig, wie er sich nach einer Gesellschaft sehnen muss, die mit der unsrigen nichts zu tun hat, wie er sich nach einer Welt sehnt, für die zu sterben er fähig wäre.» Eine Welt, für die einer zu sterben fähig wäre – ein bündiger Ausdruck für die Utopie der Abwesenheit jeder Entfremdung.

Kurts und Gleens Identifikation hat wie die Halbherzigkeit des Ich/Brandeis ihre bedenklichen Seiten, wenn auch andere. Es gibt keine vor-

bildlichen Figuren in diesem Roman. Die Objektivierung der Ratlosigkeit des Ich/Brandeis führt schliesslich in diese Ratlosigkeit zurück. Es ist die gleiche Ratlosigkeit, von der Alexander Kluge hellichtig ohne die Erfahrung von 1968, denn das Werk erschien in jenem Jahr, in seinem Film «Die Artisten in der Zirkuskuppel: ratlos» handelt. Kluges Leni Peickert sagt die Premiere ihres utopischen Zirkus ab, «um die Utopie, an die sie glaubt, nicht zu gefährden». Ungleich naiver als Ich/Brandeis/Jaeggi lässt sie dann allerdings das Zirkusunternehmen ganz fahren und investiert ihren utopischen Elan in eine persönliche Karriere.

Nicht so Jaeggis Hauptfigur. Ihn führt seine Ratlosigkeit durch grosse persönliche Verunsicherung zu Problemen in seinem Privatleben, mit seiner Frau; und schliesslich, im letzten Viertel des Buches, in New York zu einem psychischen und physischen Zusammenbruch, der eine Hospitalisierung nötig macht. Geläutert geht er daraus nicht hervor, nur wiederhergestellt. Und auch am Schluss, im letz-

ten kurzen Kapitel, das 1977 in Berlin spielt, findet er nicht zu neuen Ufern. Die soziale Utopie lässt er nicht fahren; er hält entsprechende Vorträge. Andererseits hat er angesichts des Schulverleiders seiner Tochter nicht mehr zu bieten als das alte Klischee einer Anpassungs- und Untertanenpädagogik: «Wart ab, erst später wirst du es begreifen.»

Über Jaeggis Buch könnte als Motto ein Satz stehen, der sich im eingangs erwähnten Roman von Peter Henisch findet: «Ich setze mich selbst als Exempel, wenn auch nicht als gutes.» Viele Intellektuelle, besonders wenn sie sich gesellschaftlich in mehr oder weniger privilegierter Stellung befinden, teilen heute diese Ratlosigkeit, die in «Brandeis» dargestellt wird. Sie ist repräsentativ; und Jaeggi beschreibt sie in vielfältigen Formen differenziert und genau. Das macht das Buch interessant.

Ernst Nef

¹ Urs Jaeggi, Brandeis, Roman. Luchterhand Verlag, Darmstadt und Neuwied 1978.

AUF DER SUCHE NACH DEM VERDRÄNGTEN ICH

Anmerkungen zu Erzählungen von Urs Karpf, Christina Brunner und Peter J. Betts

Es wird viel Trauerarbeit geleistet in der zeitgenössischen Schweizer Literatur. Sinnverlust im beruflichen Alltag (Karpf), die in der privaten Befindlichkeit begründete Unfähigkeit zur zwischenmenschlichen Bindung (Brunner) und sich überall auswirkende raffinierte und feinsinnige Anpassungs-

zwänge (Betts) wecken in den Gestalten der drei hier anzuzeigenden Bücher das Bedürfnis, auf- und auszubringen, dem Leben einen Sinn zu geben, die Vergangenheit zu bewältigen, um die Zukunft offen zu halten. Den Texten von *Urs Karpf, Christina Brunner* und *Peter J. Betts* kommt

über äussere Gemeinsamkeiten hinaus (alle drei sind im Zytglogge-Verlag erschienen) gemeinsam zu, dass sie praktikable Arten persönlicher Krisenbewältigung demonstrieren: Die drei berichten davon, wie nach dem Durchgang durch krisenhafte Lebensabschnitte oder Situationen mit dem, was von einem übrig blieb, sinnvoll weitergelebt werden kann, kurz: alle drei verstehen Literatur auch als Lebenshilfe, und alle drei schreiben – das wäre dann das gemeinsame «Schweizerische» – nicht ohne didaktische Absicht.

*

«Die nennen mich Martin Salinger und meinen einen etwas beleibten Computerexperten in den Dreissigern, mit einem zerknitterten Anzug und einem Glimmstengel zwischen den Fingern.» Die Geschichte dieses Computerexperten erzählt Urs Karpf, Jahrgang 1938, wohnhaft in Ligerz BE, in seinem ersten Roman, der den Titel «Der Technokrat» trägt und bereits mit einem schwedischen Literaturpreis ausgezeichnet wurde¹.

«Der Technokrat» ist ein höchst eigenwilliges Buch über einen heute weitverbreiteten Typus, der dem Leben mit Formeln beikommen will, über einen Homo Faber also, der den Unterschied zwischen formalisierten Erkenntnissen und unmittelbaren Erlebnissen, zwischen Logik und Wirklichkeit nur aufgrund persönlicher Katastrophen einsehen lernt.

«Ich sitze stundenlang hinter Schaltplänen. Ich messe und berechne.» Martin Salinger, der Held in Karpfs Roman, fühlt sich als Angehöriger einer «messenden Elite», für

ihn ist Sehen «auskristallisiertes Denken», er denkt in Kanten und Linien, in mengentheoretischen Begriffen. Auch seine Lebensverhältnisse, seine zwischenmenschlichen Beziehungen sucht Salinger quasi auf Formeln zu reduzieren: die Freundin steht für «Gewöhnung in der Liebesbeziehung», der Vater für «Römerzitatgeläufigkeit», sein Computer für den Glauben, die Realität technisch-mathematisch absolut zu beherrschen. Erst der Verlust dieser drei Beziehungen durch unerwartete Ereignisse – der Vater stirbt, die Freundin verlässt ihn, der Computer wird durch einen Brand zerstört – bringt die entscheidende Wende in Salingers Leben. In seiner Ausdrucksweise liest sich das so: «Es existiert eine Funktion, die nicht auf irgendeinem Axiom beruht, sondern auf der Wirklichkeit des Daseins. Lerne sie, diese Funktion, lerne ihre Realität kennen . . .» Salinger geht als Entwicklungshelfer nach Afrika.

Karpf hat Salinger als höchst widersprüchliche Figur gezeichnet: er setzt einerseits bedingungslos auf die technisch-wissenschaftliche Weltanschauung und ist andererseits doch ein Träumer, wirklichkeitsfremd und überheblich, von allerlei Komplexen getrieben. Diesen Widerspruch in der charakterlichen Befindlichkeit des Helden einsichtig zu machen, ihn konstitutiv für Inhalt und Form werden zu lassen, ist für einen Autor ein schwieriges Unterfangen, denn die Konfusion im Leben des Helden darf sich nicht als Verwirrung in der Kunst des Autors erweisen. Sicher, Karpf ist nicht Salinger, aber ich hatte bei der Lektüre oft den Eindruck, Salinger sei zuviel für Karpf. Das gilt vor allem auch in bezug auf die sprachliche Ge-

staltung des Romans; das Lektorat scheint gar nicht erst versucht zu haben, etwas gegen die auffallend vielen Verstösse gegen Grammatik, Stil und Semantik zu unternehmen, kurz: Auch wenn Karpf in mancher Hinsicht ein interessantes und vielversprechendes Buch geschrieben hat, so wird die Lektüre durch soundsoviele sprachliche Schnitzer und durch einige inhaltliche Unstimmigkeiten manchmal zu einer ärgerlichen Sache.

*

Nicht leicht dürfte es sein, das tiefere Anliegen des ersten Erzählbandes von *Christina Brunner* zu fassen, denn in ihren Geschichten ist etwas Unaufgelöstes und Uneindeutiges². Das mag daher rühren, dass es Christina Brunner vor allem darum geht, das Innenleben und Verhalten ihrer Figuren nachvollziehbar zu machen: ihr Erzählgestus ist der des Berichtens und der inneren Konfession, sie schreibt – auch wenn sie ihre Personen vorführt und äussere Umstände berichtet – von innen, erzählt, was die Gestalten der Erzählung, das sind vor allem Frauen, an sich selbst beobachten und von sich selbst sagen. Das ist aus autobiographischen Zusammenhängen erklärbar, aber vielleicht auch daraus, dass Christina Brunner den Leser auf sich selbst zurückverweisen will, damit er sich frage, wie er mit dergleichen Personen umgehen würde, mit Aglaia zum Beispiel, der Mittelpunktfigur der ersten und längsten Geschichte, die dem Band als ganzem den Titel gegeben hat. Insgesamt: Die drei Erzählungen von Christina Brunner wirken gewinnend; durch die genauen Beobachtungen, durch die psychologische Stim-

migkeits und durch die unbefangene Verwendung einer mittels Verknappung stilisierten Alltagssprache.

«*Ich will von den Randzonen ins Innere ziehen*», sagt Aglaia in der Erzählung «*Wahrscheinlich gibt es nichts gutzumachen*» und bringt damit nicht nur Christina Brunners poetische Absicht auf eine bündige Formel, sie formuliert auch – bezieht man die Aussage auf Ereignisse, Vorgänge und Personen – das quasi existentielle Ziel dieser Verinnerlichung: die Reise ins Innere findet statt zum Zwecke der Selbstbefreiung und also der Selbstwerdung. Damit ist das Gemeinsame der drei Erzählungen genannt: Christina Brunner erzählt die Befreiungsversuche von drei Frauen. Während Aglaia ihre Semesterarbeit in die Maschine tippt, wird sie durch die Begegnung mit einem kleinen Mädchen in ihre eigene Kindheit zurückversetzt, erinnert sie sich an einzelne Ereignisse, an Szenen aus dem Familienleben zum Beispiel, überwältigen sie wieder die Ängste aus Kindheit und Pubertät: «*Die Frau sitzt am Fenster. Die strickt. Ihr Leben ist in Aufruhr gebracht. Aglaia traut sich keinerlei Kenntnisse mehr über sich selber zu.*» Je mehr Aglaia sich ihrer Erinnerung überlässt, um so stärker empfindet sie das Gefühl des Fremdseins, der Ausgestossenheit und Isolation, der Angst vor einer überlebensgrossen Instanz, die für die Kinder «Gott» hiess und für die Frau Aglaia «Mann». Erst durch die reale Begegnung mit einem durchschnittlichen und unscheinbaren Mann, die von Aglaia herbeigezwungen wird, durchstösst sie das Gespinnst aus Selbsterniedrigung und Angst: Aglaia beendet ihre Arbeit, sie steht sich – das ist wörtlich gemeint – nicht

mehr selbst im Wege. Das Ende der Geschichte zeigt Aglaia in einem nüchternen Restzustand.

Aber wäre das alles, der Stoff an Schmerz und auch Wut wäre den Erzählungen vermutlich rasch ausgegangen, dann wäre das nur ein weiterer Bericht von der Wiederbelebung der Empfindungen. Aber Christina Brunner macht darüber hinaus deutlich, dass der Weg nach innen in keinen Garten Eden führt, sondern nur zu einem neuen Anfang. Verstörung und innerer Unfriede sind abzusehen, weil die Aussenwelt, während des Kampfes um Gefühl konkret anwesend, früher oder später wieder in das Leben eindringt.

Christina Brunner hat die Überwindung eines privaten Schreckenszustandes konkret in Szene gesetzt, ihre Erzählungen weisen sich aus durch sprachliche und psychische Kraft und sind – das ist das Wichtigste – von grosser subjektiver Authentizität.

*

Kein Buch, in dem Sätze angestrichen werden müssen, aber auch kein Buch, das achtlos beiseite gelegt werden kann: *«Anpassungsversuche. Spuren einer Kindheit»* von Peter J. Betts³. Die Autobiographie des 1941 geborenen Berner Lehrers und Journalisten, der bereits mit verschiedenen Theaterstücken und Romanen hervorgetreten ist, setzt sich aus präzise geschriebenen kleinen Skizzen aus dem schweizerischen Familien- und Schulalltag zusammen: Aus der Distanz von zwanzig Jahren schildert Betts seine Kinder- und Jugendjahre im thurgauischen Huttwil. Unter Verzicht auf grosse Gefühle und grosse Gesten

entstand eine lapidar-warmherzige Milieuschilderung, welche mit bemerkenswerter erzählerischer Sicherheit die Mitte zwischen Heiterkeit und Ernst, Ironie und Tragik, Distanz und Mitgefühl hält, so dass das Buch auf den Leser weder sachlich noch neutral wirkt, sondern eher von der fortwährenden «abgeklärten Betroffenheit» seines Verfassers zeugt.

«Anpassungsversuche»: der Titel des Buches bringt Kindheit und Jugend des Peter J. Betts auf den genauen Begriff und kennzeichnet das Exemplarische, das diesem Lebenslauf und also dieser Autobiographie in Geschichten zukommt. Der seit Adorno nicht mehr anders denn dialektisch aufzufassende Begriff «Anpassung» steht im Schnittpunkt psychologischer, pädagogischer und soziologischer Ansichten zu Kindheit und Jugend, er beinhaltet die Momente von Freiheit und Zwang, Individualismus und «adjustment», Aufbegehren und Unterordnung, Mündigkeit und Unmündigkeit, welche den Weg ins Leben kennzeichnen. Ständiger Begleiter auf diesem Weg ist der Vater: in der Auseinandersetzung mit seiner Autorität, in ihrer Art und Intensität bildet sich bekanntlich das Ich, entscheidet sich, ob innerhalb des Anpassungsvorgangs Individualität aufgehoben wird oder nicht. Folgerichtig ist der Vater in der Erinnerung von Peter J. Betts auch stets gegenwärtig, zieht sich das Nachdenken über ihn wie ein roter Faden durch die Geschichte, und dies, obwohl Betts eigentlich ohne Vater aufgewachsen ist. Das kam so:

«Nach seiner Wiederverheiratung erinnerte sich Daddy seines Versprechens, das ihm meine Mutter auf dem Sterbebett abgenommen hatte, und er

schickte mich zu ihrer Familie in der Schweiz.» Der Vater, Engländer, als Tierarzt und Grosswildjäger für die Regierung in Rhodesien tätig, bleibt in Afrika, heiratet später wieder und verkehrt, von einem Treffen in England und der Schweiz abgesehen, nur mehr brieflich mit dem Sohn. Er überlässt ihn der Pflegefamilie in Huttwil, in der er sich fremd fühlt, in der er zunächst erfährt, wie man mit Aussenseitern umgeht: Auslachen, versteckte Aggressivität, sanfter Zwang. *«Ich hatte Anpassungsschwierigkeiten und mehrere Monate lang erhöhte Temperatur»* heisst es am Anfang des Buches; und später, nach vielen Anstrengungen so zu werden wie die anderen, als das afrikanische Jägerethos dem schweizerischen Durchschnittsverhalten Platz machte, steht: *«Ich wusste nun, dass ich als gleichwertig anerkannt war.»* Der Erzähler ist nach dem Gang durch die siebzehn im Buch beschriebenen Stationen seines Lebens ein Mann geworden, der sich angepasst hat, weil er sich anpassen wollte, weil er sich anpassen musste, der, nachdem er sich vom Vater und später vom grossen Bruder gelöst hatte, doch seine Individualität bewahrte, der im grossen und ganzen mitmachte, aber doch nicht einfach reibungslos funktionierte. Der Erzäh-

ler ist am Schluss des Buches ein Mann geworden, der sich auf dem Weg zu sich selbst befindet.

Peter J. Betts hat ein ungebrochenes Verhältnis zur Erinnerung: seine poetisch inszenierten Kindheitserinnerungen, die man auch als Entwurf zu einem Entwicklungsroman bezeichnen könnte, weiten sich nicht zum historischen Panorama wie jene von Elias Canetti (*«Die gerettete Zunge»*), führen nicht in geschichtliche Abgründe wie bei Christa Wolf (*«Kindheitsmuster»*). «Erinnern» ist für Betts ein einfacher künstlerischer Vorgang; Schritt um Schritt wird die Vergangenheit nacherzählt. Das Buch lebt aus der Nähe zum Alltag und dessen menschlichen Fragen, vom bemerkenswerten Sinn für Situationen (die Schiessversuche von Onkel Fritz, Besuch des Vaters und der Stiefmutter in Huttwil, Ferien am Murtensee) und manchmal auch von der «Tiefe», also von der Fähigkeit zur psychologischen Durchdringung einer Situation.

Urs Strässle

¹ Urs Karpf, *Der Technokrat*, Roman.
– ² Christina Brunner, *Aglaiä*, 3 Erzählungen.
– ³ Peter J. Betts, *Anpassungsversuche. Spuren einer Kindheit*. Alle erschienen im Zytglogge-Verlag, Bern 1978.

KATALOGE

Hier sollen drei Werke vorgestellt werden, die sich vom üblichen Kunstbuchangebot – Schaubuch mit einleitendem Essay – abheben. Es sind Kataloge, in denen sich ausgedehnte und minuziöse wissenschaftliche For-

schungsarbeit verbindet mit einer Bebilderung, deren Zweck nicht bloss das Schauvergnügen ist, sondern dokumentarische Vollständigkeit. Sie befriedigen in jeder Hinsicht höchste Ansprüche, wenden sich dabei durch-

aus nicht nur an den Spezialisten. Die oft jahrelangen Recherchen der Verfasser, die wünschenswerte Ausstattung und andererseits die Unwahrscheinlichkeit einer sehr hohen Auflage bringen es mit sich, dass derartige Unternehmungen bei einem auch nur halbwegs vernünftigen Preis auf finanzielle Beiträge angewiesen sind. Charakteristisch für die drei hier angezeigten, vom Schweizerischen Institut für Kunstwissenschaft (mit-) herausgegebenen Werke ist es, dass sie durch die öffentliche Hand, durch Stiftungen und zum Teil auch durch die Wirtschaft mitgetragen werden.

Louis Soutter

Ein akademisch ausgebildeter Künstler bricht aus den Normen der bürgerlichen Gesellschaft aus, wird seinerseits von ihr ausgeschlossen und gewinnt dadurch den Freiraum, seiner Bedrängnisse und Ängste zeichnend Herr zu werden auf eine Weise, die dem Wesen des Schöpferischen um so näher kommt, je mehr sie die kulturellen Konventionen abstreift. Das Freudsche Unbehagen in der Kultur wird dabei zugleich bestätigt und überwunden. So stellt uns Michel Thévoz den Waadtländer Louis Soutter (1871—1942) vor, dessen Familie ursprünglich aus dem Aargau stammte¹. Architekturstudium, Ausbildung zum Geiger und zum Maler lassen eine konventionelle Künstlerlaufbahn erwarten. Aber Soutter kehrt nach einer gescheiterten Ehe krank und psychisch angeschlagen aus den USA zurück. Sein haltloses, manisch luxuriöses und unangepasstes Leben führt dazu, dass er bevormundet und

1923 im «Asile du Jura» in Ballaigues interniert wird, wo er bis zu seinem Tod bleibt. Die aufgezwungene, aber wohl auch gesuchte Musse setzt das Unbewusste und die Phantasie frei; es kommt zu einer beinahe besessenen zeichnerischen Produktivität, unterbrochen nur von ausgedehnten Wanderungen (nicht der einzige Zug, der an eine Schicksalsverwandtschaft mit Robert Walser denken lässt). Mit Bleistift und Tinte zeichnet er Schulhefte voll, Liniengespinste verdichten sich zu Pflanzenornamenten, phantastischer Architektur und weiblichen Figuren. Später malt er mit den Fingern auf grössere Formate: schattenschwarze dämonische Figuren in rhythmischer Bewegung. Ein gewaltiges Œuvre, das magisch beschwörend Schuldgefühle, Ängste und Isolation bewältigt; Manifestation einer ursprünglichen traumhaft alogischen Sehweise, durch die man sich an die Quellen von Expressionismus, Surrealismus und Tachismus versetzt glaubt.

Die überragende Bedeutung dieser Kunst ist erst zwei Jahrzehnte nach Soutters Tod anlässlich der in Lausanne und Aarau und dann in Deutschland gezeigten Ausstellung erkannt worden, und noch einmal mehr als ein Jahrzehnt hat es gedauert, bis eine dem einzigartigen künstlerischen Phänomen angemessene Publikation vorlag. Der Verfasser Michel Thévoz, der heutige Konservator des Musée de l'Art Brut in Lausanne, stellt fest, dass es sich vielleicht um den letzten noch möglichen Zeitpunkt einer Katalogisierung dieses Œuvres gehandelt habe: die rund 3000 bekannten Werke (mindestens so viele dürften zerstört worden sein!) befan-

den sich noch in überblickbar wenigen Sammlungen – inzwischen hat sich auch der Kunsthandel Soutters bemächtigt, und die Zeichnungen sind in Europa und Amerika zerstreut. Andererseits konnte sich Thévoz fast gar nicht auf Vorarbeiten abstützen; es ging nicht in erster Linie darum, Quellenmaterial auszuwerten, sondern darum, es überhaupt erst zu beschaffen, und dies bei einem Künstler, bei dem eine genaue Kenntnis der Biographie für die Werkinterpretation besonders wichtig erscheint. Obwohl manche Frage ungelöst geblieben ist, ist es doch bewundernswert, welche Fülle von Informationen Thévoz dreissig Jahre nach dem Tod eines schon zu Lebzeiten Vergessenen noch zusammentragen konnte. Das Resultat ist der erste Band von Thévoz' Arbeit, der zunächst alle Nachrichten über Soutter ausbreitet, um dann auf Grund dieser Fakten und des gesamten künstlerischen Schaffens eine sorgfältige, intensive und gescheite Deutung dieses schwer zugänglichen Werks zu geben – eine Interpretation, die Form und Motiv unter psychologischen, soziologischen und ästhetischen Gesichtspunkten angeht und dabei die Weite des Horizontes mit Exaktheit im Detail verbindet. Rund 180 grossformatige Abbildungen begleiten den Text, eine Ergänzung zum Katalogband, in dem der grösste Teil der 2844 registrierten, oft beidseitig mit Zeichnungen versehenen Blätter notwendigerweise recht klein reproduziert werden musste.

Arnold Böcklin

Die grosse Basler Böcklin-Ausstellung im Sommer 1977 ist noch in frischer

Erinnerung, und man kann wohl sagen, dass auch der, welcher sie nicht besucht hat, «sein» Böcklinbild mit sich herumträgt, sei es nun geprägt durch antikische Mädchen in einer Frühlingslandschaft, durch die Villa am Meer, das Spiel der fischschwänzigen Najaden, den Kentaurenkampf oder die Toteninsel. Jene Ausstellung wurde zum 150. Geburtstag des Künstlers veranstaltet, und dieses Datum könnte einst als Wendepunkt im Nachruhm Böcklins erscheinen. Am Ende seines Lebens ein hochgefeierter und begehrter Meister, geriet er bald nach seinem Tod 1901 in Misskredit. Die Dominanz der Idee, die bedeutungsvoll erzählende Malerei konnte einer Zeit nicht mehr behagen, welche den Impressionismus für sich zu entdecken begann. Heute ist die Distanz gross genug zu einer gerechteren Beurteilung der hervorragenden malerischen und historischen Bedeutung dieses Künstlers, der die verborgenen Sehnsüchte einer Epoche mythen-schaffend hat Bild werden lassen, in dem die Surrealisten einen Vorläufer erkannten und dessen Werk auch heute noch irritiert und fasziniert.

So ist auch der Zeitpunkt richtig für einen umfassenden Überblick über das Œuvre. Der 150. Geburtstag Böcklins ist das Erscheinungsdatum für Rolf Andrees Katalog seiner Gemälde, herausgegeben vom Schweizerischen Institut für Kunstwissenschaft in Zusammenarbeit mit der Fritz-Thyssen-Stiftung in Köln und dem Kunstmuseum Basel². Andree schickt zwar eine ausführliche Böcklin-Biographie voraus, aber – anders als in der Monographie über Soutter – kann es sich hier nicht darum handeln, neue Quellen und Erkenntnisse

vorzulegen. Auch eine neue Darstellung und Interpretation von Böcklins Schaffen fehlt. Hauptteil des 580 Seiten starken Buches ist der Katalog aller bekannten und echten Gemälde Böcklins, auch der inzwischen zerstörten oder verschollenen. Er umfasst 474 Nummern. Alle Bilder sind verhältnismässig gross reproduziert, 45 davon in Farben. Zu jedem Bild finden wir neben einem Literaturverzeichnis einen entstehungsgeschichtlichen und ikonographischen Kommentar. Im übrigen bringt der Textteil eine Reihe von Aufsätzen als nützliches Beiwerk: ein begeistertes Bekenntnis Giorgio de Chiricos aus dem Jahre 1920; die Rede «Böcklin heute», welche Georg Schmidt 1951 im Kunsthhaus Zürich hielt. Dann die Originalbeiträge: eine Untersuchung der Herkunft und Bedeutung von Böcklins Mythologie von Winfried Ranke; eine Zusammenstellung der photographischen oder von andern Künstlern gemalten Bildnisse Böcklins, eine Übersicht über Böcklins Signaturen sowie einen Aufsatz über das Schicksal der Gemälde – Besitzerwechsel, Preisentwicklung, Kopien und Fälschungen – von Hans Holenweg; von Hermann Kühn schliesslich technische Informationen über Bildträger, Grundierung, Farbmaterialien und Bindemittel.

Stiftung Oskar Reinhart

Kataloge anderer Art sind die Bestandesverzeichnisse von Schweizer Museen und Sammlungen, um deren Herausgabe sich das Schweizerische Institut für Kunstwissenschaft ebenfalls bemüht. Sie drängen sich vor

allem dort auf, wo es sich nicht um mehr zufällig zusammengekommenes Kunstgut handelt, sondern um systematisch aufgebaute, in sich geschlossene Sammlungen. Musterbeispiel dafür ist die Kollektion von 600 Werken schweizerischer, deutscher und österreichischer Künstler des 18. bis 20. Jahrhunderts, welche der Mäzen und Sammler Oskar Reinhart (1885 bis 1965) im Jahre 1951 seiner Vaterstadt Winterthur geschenkt hat³. Es sind jene Bereiche der europäischen Malerei, die zu Beginn unseres Jahrhunderts – im Schatten der französischen Kunst stehend – gering geachtet wurden und in Vergessenheit zu geraten drohten. Zumal Klassizismus, Romantik und Realismus des 19. Jahrhunderts sind kaum anderswo in solcher Erlesenheit öffentlich zugänglich. Zwar hat Oskar Reinhart nicht die kunsthistorische Vollständigkeit angestrebt, sondern sich durchaus von seinem Geschmack und seiner privaten Vorliebe leiten lassen: er hat ausdrücklich darauf verzichtet, zweit-rangige Werke anzukaufen, um Lücken zu füllen, und er hat andererseits Werke von Künstlern gesammelt, die erst durch seine Aufmerksamkeit dann auch in der Kunstgeschichte den ihnen gebührenden Platz erhielten. Eine Sammlung also, die ihr eigenes Gesicht hat – Franz Zelger, der Konservator der Sammlung, nennt dies mit Recht die schöpferische Leistung des Sammlers.

Trotzdem: wenn wir den vorliegenden ersten Katalogband durchblättern, erhalten wir eine in jeder Hinsicht vorzüglich illustrierte Kunstgeschichts-Lektion, in der wohl nur der Spezialist Lücken feststellen könnte und in der wir ausser dem Historienbild auch alle

in Frage kommenden Themen der Malerei finden. Gerade deshalb bedauert man es, dass eine vielleicht katalogübliche, im übrigen aber völlig nichtssagende alphabetische Reihung als Gliederungsprinzip gewählt worden ist, so dass nun die aristokratischen Pferdebilder des Genfer-Engländers Jacques-Laurent Agasse unmittelbar von den Bauernkindern des um mehr als ein halbes Jahrhundert jüngeren Seeländers Albert Anker gefolgt werden.

Der Gesamtkatalog der Reinhart-Stiftung wird drei Bände umfassen. Der erste – von Franz Zelger verfasst – ist im letzten Herbst erschienen; er gilt den Schweizer Malern des 18. und 19. Jahrhunderts: von Liotard bis Buchser, von Wolf bis Zünd, von Töpffer bis Castres, um nur einige der

bekannteren zu nennen. Insgesamt sind es 44 Künstler mit 188 Werken.

Die Einleitung informiert über die Entstehungsgeschichte von Sammlung und Stiftung. Den Werken jedes Künstlers ist eine knappe Biographie vorangestellt. Neben den üblichen «technischen» Daten finden wir zu jedem Bild aufschlussreiche Erläuterungen.

Uli Däster

¹ Michel Thévoz, Louis Soutter. Tome 1: *L'écriture du désir*. Tome 2: *Catalogue de l'œuvre*. Editions L'Age d'homme, Lausanne 1974/76. – ² Rolf Andree, Arnold Böcklin. *Die Gemälde*. Friedrich Reinhardt Verlag Basel / Prestel-Verlag München 1977. – ³ Franz Zelger, Stiftung Oskar Reinhart. Band 1: *Schweizer Maler des 18. und 19. Jahrhunderts*. Orell Füssli Verlag Zürich 1977.

HINWEISE

«Auf Goethes Spuren»

Ein prachtvoller Bildband ist hier anzuzeigen, grossformatig, mit vielen ganzseitigen und farbigen Aufnahmen von Landschaften, Städten und Dörfern, Innenräumen und Gerätschaften, die Goethes Biographie optisch ergänzen. Die Photos stammen von *Michael Ruetz*, der verbindende Text und die Auswahl der Zitate aus Goethes Werken, Briefen und Aufzeichnungen von *Eckart Klessmann*. Erschienen ist der Band «Auf Goethes Spuren» im *Artemis Verlag* (Zürich und München).

Nun gibt es zweifellos schon sehr viele Bilddokumentationen zum gleichen Thema; aber keine, die uns bekannt ist, versucht so wie diese, Goethes Augenwelt «mit subjektiver Kamera» zu zeigen. Nicht nur darum ging es den Autoren, etwa Frankfurt oder Weimar, Italien oder Böhmen mit den entsprechenden Goethe-Städten ins Bild zu bringen. Sie wollten Erlebnishaftes, Stimmung, die Zeit überdauernde Augengegenwart festhalten – und in mehr als einem Fall ist ihnen das gelungen. Ich denke nicht einmal so sehr an grosse Landschaftsaufnahmen wie die vom Brocken oder vom

«Kickelhahn», wo Goethe am 6. September 1780 das Gedicht «Über allen Gipfeln ist Ruh . . .» geschrieben hat, eher schon an Interieur und Terrassen des Schlosses Dornburg, an das Dorf Stützerbach bei Ilmenau oder das Rittergut Kochberg, das der Familie von Stein gehört hat. Hier vermitteln die Aufnahmen nicht allein topographische und sachliche Information, sondern sind ein Teil der von Goethe erlebten Augenwelt. Die Texte, die beigegeben sind, werden anschaulich. Fünf Abteilungen hat der Textautor gewählt: Erstens Frankfurt, Wetzlar und Strassburg, die Welt des jungen Goethe, zweitens die Schweizer Reisen, drittens die italienischen Reisen und viertens, an die Reisekapitel anschliessend, Bilder aus der Champagne, dem Rheinland und aus Böhmen. Den letzten, den Hauptteil aber nimmt Weimar und seine Umgebung ein. Hier kann der Betrachter und Leser auch feststellen, dass die Verfasser nicht darauf ausgegangen sind, Denkmalkult zu betreiben; Goethes Alltag, seine Reklamationen über Lärm in der Nachbarschaft, seine «Hofhaltung» – dokumentiert durch die Empfehlungskarten der Besucher, wie sie an einer Schnur im Arbeitszimmer aufgereiht hängen –, ergänzen die Aufnahmen über den engeren Lebenskreis des Dichters: sein Arbeitszimmer, die Bibliothek, das Deckenzimmer, das Schlaf- und Sterbezimmer, vor allem aber auch das Gartenhaus an der Ilm erscheinen hier in Aufnahmen, die uns einen Begriff davon zu geben vermögen, auf welchen Gegenständen und Gebäuden Goethes Blick geruht hat, welche Augenwelt ihn umgab. Das Buch ist in seiner Art einmalig.

Frankfurter Anthologie

Marcel Reich-Ranicki, von Zeit zu Zeit als «Grosskritiker» attackiert, hat als Feuilletonchef der «Frankfurter Allgemeinen Zeitung» immerhin nachahmenswerte Ideen. Eine davon: Er lässt von ausgewählten Mitarbeitern Gedichte interpretieren, frei nach Wahl dieser Mitarbeiter, also Gedichte aus dem Mittelalter und aus der Neuzeit. Was da in den Samstag-Beilagen im Lauf der Jahre erschien, liegt seit einiger Zeit auch in Buchform vor. Der dritte Band ist in diesem Jahr herausgekommen. Er umfasst Texte vom Kürenberger bis zu Wolf Biermann, von Goethe bis zu Grass, und die Interpreten sind einerseits Schriftsteller wie Peter Rühmkorf und Wolfgang Koeppen oder Kritiker wie Walter Jens und Günter Blöcker. Ein erfreuliches Unternehmen, weil es nicht nur zur Wiederbegegnung mit alten und neuen Gedichten anregt, sondern zugleich auch Zeitgenossen im Umgang mit Lyrik zeigt (*Insel Verlag, Frankfurt am Main 1978*).

Frank Kafka, Die Aeroplane in Brescia

Die anregende Untersuchung von Felix Philipp Ingold über «Literatur und Aviatik» belegt den starken Einfluss der technischen und wissenschaftlichen Entwicklung, besonders aber des Flugzeugs auf die Literatur (Birkhäuser, Basel 1978). Ein Text, der in diesem Werk eine Schlüsselstellung hat, ist der Bericht über *Die Aeroplane in Brescia* von *Franz Kafka*. Wir erfahren daraus von den kühnen

Pionieren der Luftfahrt, die an Flugtagen vor Publikum ihre Künste zeigten, Cobianchi, Cagno, Rougier, Curtiss, Moucher, Anziani und natürlich Blériot, dessen Flug über Brescia Kafka beschreibt: «Man sieht seinen geraden Oberkörper über den Flügeln, seine Beine stecken tief als Teil der Maschinerie. Die Sonne hat sich geneigt, und unter dem Baldachin der Tribünen durch beleuchtet sie die schwebenden Flügel. Hingegeben sehen alle zu ihm auf, in keinem Herzen ist für einen andern Platz. Er fliegt eine kleine Runde und zeigt sich dann fast senkrecht über uns. Und alles sieht mit gerenktem Hals, wie

der Monoplan schwankt, von Blériot gepackt wird und sogar steigt. Was geschieht denn? Hier oben ist zwanzig Meter über der Erde ein Mensch in einem Holzgestell verfangen und wehrt sich gegen eine freiwillig übernommene unsichtbare Gefahr. Wir aber stehen unten ganz zurückgedrängt und wesenlos und sehen diesem Menschen zu.» Der Bericht Kafkas ist neuerdings, als Titelgeschichte, in einem neuen Band der Fischer Bibliothek enthalten, die eine Reihe anderer unbekannter Texte des Dichters vereinigt. *Reinhard Lettau* hat ein Nachwort dazu geschrieben (*S. Fischer Verlag, Frankfurt am Main, 1977*).

